



Der Blick geht zu den Sternen

Millionen werden die Frauen des FC Zürich in der Champions League nicht verdienen. Sie setzen für das 1/8-Final-Hinspiel am Mittwoch gegen Torres Calcio Femminile (It) ganz andere Prioritäten.

Renato Cecchet

«Wir sind froh, wenn wir durch die Teilnahme an der Champions League schwarze Zahlen schreiben», erklärt Andrea Meier. Und sagt augenzwinkernd hinzu: «Je weiter wir kommen, umso mehr leiden die Finanzen.»

Die Meisterschaft und die Titelverteidigung steht im Vordergrund, nicht der

Europacup, sagt der Teammanager der FC Zürich Frauen weiter. «Aber der Funball war noch nie so populär wie jetzt. Es ist bei den Frauen in der Schweiz inzwischen auch der Mannschaftssport Nummer 1. Von den Millionen Franken, die das FCZ-Fantomeam 2009 in der Gruppenphase der Champions League verdient hat, können die FCZ-Frauen nur träumen. Für die achtzehn Schweizer Meisterinnen hat das Mitspielen in der Königsklasse eine andere Bedeutung: «Die Champions League steigert das Interesse bei Medien und Publikum, das ist für den Frauenfußball wichtig», betont Meier.

Das sehen auch die Spielerinnen so. «Das ist doch ein Highlight für jede von uns», sagt die Zürcherin Manuela Zürcher (Bild, Mitte). «Wir können zeigen, wo wir international stehen, und Erfahrungen sammeln», fügt die Winterthurerin Mariah Lentjes (Bild, links) hinzu. Und die frühere Spielerin von Niedermatten, Letizia Berndsdörfer (Bild, rechts), meint: «Solche Spiele können uns den Weg für die Zukunft ebnen.»

Die 18-jährige Lentjes und die 17-jährige Bonifazia stehen erst am Beginn ihrer Karriere. Beide Absolventinnen der «United School Of Sports» in Zürich setzen auf die Kette Funball. «Eine frühere Klubkollegin spielt in Spanien, eine andere in den USA, genau da will ich hin», sagt Lentjes mit Nachdruck. «Ich möchte mich mit den Spielen in der Champions League für die italienische Nationalmannschaft aufdrängen», erklärt Bonifazia ihre Beweggründe.

Den Favoriten ein Bein stellen

Da kommt ihr entgegen, dass die FCZ-Frauen am Mittwoch in den Viertelfinals der Champions League auf den italienischen Meister Torres Calcio Femminile aus Sanremo treffen. Wie gegen

Lokalkopf (5d) vor einem Jahr droht den Zürcherinnen das Ausscheiden in der ersten Runde. «Auf dem Papier sind die Italienerinnen zu stark für uns», meint Teammanager Andrea Meier. Das schreckt die Spielerinnen nicht. «Gegen die Tepukeerin Patrizia Parini habe ich mit der Nationalmannschaft einmal gespielt. Ich habe den Mannschaftskolleginnen

erklärt, wie wir den Azzurri ein Bein stellen», sagt Zürcher schmunzelnd.

Das Hinspiel findet nicht in Zürich, sondern ab 19.45 Uhr auf der Schützenwiese in Winterthur statt. «Herr Canepa hat gesagt, ein Spiel im Letzigrund wäre zu teuer», meint Mariah Lentjes. Das bringt Andrea Meier zum Schmunzeln. «Götter, das hat der FCZ-Präsident gesagt – und er hat Recht!» Für die Frauen gelten die gleichen Uefa-Regeln wie für die Männer. «In Zürich würde nur das Letzigrund-Stadion den vorgegebenen Kosten entsprechen», erklärt Meier. Sie hoffen auf 1000 bis 1500 Zuschauer. «Die würden sich auf der Zürcher Tribüne ziemlich verlieren. Da kommt in Winterthur mehr Stimmung auf.»

Geglückte Hauptprobe

Die Europacup-Hauptprobe ist den Zürcherinnen übrigens missglückt.

Sie verloren im NLA-Spitzenspiel am Samstag gegen Leader Young Boys 1:3. Trotzdem sind die FCZ-Frauen überzeugt davon, dass sie die Champions-League-Sterne vom Himmel holen können.



Vom gefrorenen ans warme Wasser: Eishockeyspieler wie ZSC-Torhüter Ari Sulander (links), Kloten-Stürmer Sven Lindemann (Mitte) oder Flyers-Goalie Roenne Körger zieht in den warmen Ferientagen meist an die Sonne und den Strand und weniger in die Berge oder in eine fehlhafe Stadt. [ay/mz]

Thema der Woche Eishockeyspieler verbringen die wenigen Ferientage vorwiegend am Strand

Viel Sonne hilft gegen Eisallergie

Gewollt oder ungewollt: Für viele Schweizer Eishockeyspieler beginnen jetzt die Ferientage. Ein Großteil zieht dabei in die Wärme ans Meer – aus gesundheitlichen und menschlichen Gründen.

Renato Cecchet

«Eigentlich möchte ich jetzt noch nicht in die Ferien.» Dieser in den letzten Wochen vielerzierte Satz stammt meistens aus dem Mund eines Eishockeyspielers. Denn Ferien sind gleichbedeutend mit dem Auscheiden aus den Final-Playoffs der NLA. Wenn es dann trotzdem passiert ist, wie bei den Kloten Flyers oder dem ZSC Lions, dann packen die von einer langen Saison müden Helden die Koffer und setzen schlimmstens in die Ferne. Denn für die meisten beginnt das Training für die nächste Spielzeit bereits wieder im Spätsommer. Für die Schweizer Nationalspieler wird ungleich enger, die breiten noch die WM in Deutschland im Mai.

Sven Lindemann, der die Kloten Flyers nach 13 Jahren Richtung Zug verlässt, verbringt diese Woche straffe Tage in den Bergen. «Das ganze Flyers-Team kommt nechtmals zusammen, so kann ich mich in Ruhe von meinen langjährigen Kollegen verabschieden.» Urlaub sei das nicht, meint der Stürmer. Der fängt für ihn und seine Familie erst in den Schulferien Ende April an.

Und der gebürtige Arner wird nicht wieder Richtung Alpen reisen, sondern auf die Malediven. «Vor dem Turnier 2004 waren wir schon dort, jetzt hatten wir Glück, die Insel ist wieder frei.» In den letzten Jahren verbrachte Familie Lindemann die zwei gemeinsamen Ferienwochen in Florida. «Da gibt Meer, Sonne und für die Kinder das Disneyworld, das ist genau das Richtige für uns», schwirrt Lindemann.

Auffrischung für Geist und Körper

Das gilt nicht nur für ihn. Außer die ausländischen Verstärkungen, die in die eishockeyfreie Zeit zurück in die Heimat reisen, zieht die meisten Schweizer Eishockeyscracks in den Ferien an den Strand. Für den Bielacher Stadtrat und Sportpsychologen Walter Baer eine logische Entscheidung.

«Strandtouren ist die ideale Ergänzung. Faulenzen statt arbeiten, Ruhe anstatt Städtereisen, Wärme statt Kälte, Gelassenheit statt Anspannung.»

Das Wechselspiel von Sonne und Wasser belebe nicht nur den geschundenen Körper, sondern auch den Geist, meint Baer. «Da unterscheiden sich die Spieler aber stark. Gewinner können Sonne und Meer unbedimmt genießen, während Verlierer die Misserfolge noch zu verdauen haben. Eishockeyspieler, die vorzeitig in den Playoffs ausscheiden, haben viel Restenergie. Die gilt es, in Ruhe abzuschütten.»

Was für die NLA-Cracks gut ist, gilt auch für die Eishockeyarbeiter aus den unteren Ligen. Bei denen kommt bei der Ferienplanung noch eine Komponente dazu. «Wir beschäftigen keine Profis, die Spieler müssen neben Sport und Familie auch noch das Überleben unter einen Hut bringen», gibt Sebastian Schumacher, Sportchef vom Erstligisten Bielach, zu bedenken. In Sachen Ferien stimmen aber auch Domizile mit Strand und Meer ziemlich auf den Wunschkreis. «Die Spieler leiden nach einer Saison an einer Eisallergie, da wollen sie die kalte mit dem warmen Element tauschen», erklärt Schumacher.

Für Sven Lindemann ist es kein Problem, nach einer aufreibenden Eishockeyaison von hundert auf null herunterzukommen. «Nichts tan kann ich guz», sagt er lachend. «Nach einer abgeschlossenen Meisterschaft muss der Spieler vollständig abschalten können. Er braucht Distanz, Erholung und Freizeit, um die Batterien aufzuladen», meint Sportpsychologe Walter Baer. «Alternative Aktivitäten können aber gute Ergänzungen sein, ein bisschen schwimmen, radfahren, ein Spaziergang und ein paar Managementrunden.»

Federer als Vorbild

Roger Federer sei ein gutes Beispiel dafür. Er mache wichtige Ferien und kauje dann das Training und die Wettkampfbereitschaft schriftweise und professionell auf, sagt Baer weiter. «Zu Ferien und Regeneration gehört bei ihm die Familie. Die ist auch für viele Sportler ein zentraler Faktor für das persönliche Gleichgewicht.»

Bielacher Sportchef Schumacher kennt eigentlich noch einen anderen Grund, warum gerne Strandtouren gebucht werden: «Eishockeyspieler sind auch nur Menschen, sie werden gerne mal einen Blick auf einen schönen Bikini...»

«Es ist ein Geschenk des Himmels»

Der Georgier Mikheil Kavelashvili hat bei sechs Super-League-Vereinen gespielt. Er nutzt seine Schweizer Kontakte, um der Fussballkultur in seinem Heimatland Georgia Beine zu machen.

Renato Cecchet

«Ein schönes Stadion, aber besser für Leichtathletik als für Fussball.» Mikheil Kavelashvili sagt mettels, was er denkt, bleibt dabei aber stets fröhlich. Seinem Urteil über das Letzigrund-Stadion fügt er deshalb gleich hinzu: «In Georgia wären wir überglücklich, über so eine Sportstätte verfügen zu können.»

Der 37-Jährige Georgier hat seine aktive Karriere nach einer Knieverletzung beendet. Dem Fussball ist er trotz gebrochenen - und wird es wohl auch bleiben. «Fussball ist ein Geschenk des Himmels, das Gefühl, auf dem Platz zu stehen und den Jubel des Publikums zu spüren, kannst du nicht kaufen, sondern nur erleben», schwärmt Kavelashvili.

Wie viele Georgier war er fussballerischer Weltbummler. Was bei Dinamo Tiflis begann, führt ihn über den russischen Verbin Wladikavkaz nach England zu Manchester City. Seinen ersten Auftritt hatte Kavelashvili gleich im grossen Stadtderby gegen ManU - und er schoss auch gleich sein erstes Tor. Weil er auf zu wenig Einheiten kam, wurde die Arbeitsbewilligung nicht verlängert, so wechselte er in die Schweiz. Kavelashvili spielte erfolgreich bei den Grasshoppers, bei Zürich, Luzern, Sion, Aarau und zuletzt bei Basel.

In 46 Nationalmannschaftseinsätzen erzielte Kavelashvili neun Tore. 2002 spielte er in der EM-Qualifikation mit Georgien gegen die Schweiz - und ärgerte sich erstmals über den damaligen Nationaltrainer Ivo Stakic und den georgi-



Mikheil Kavelashvili würde sich in Georgia auch ein Fussballstadion wie den Zürcher Letzigrund wünschen. (David Eichholz)

gischen Fussballverband. «Obwohl ich bereits fünf Jahre in der Schweiz spielte, hielt es niemand für nötig, mich nach Stärken und Schwächen des Gegners zu befragen.» Kavelashvili merkte, dass es Georgiens Funktionären nicht unbedingt um Ruhm und Ehre für die Spieler, sondern mehr um billige Auslandstreisen und andere Vergünstigungen ging.

«Es ist wie eine Abtreibung»

Als er nach dem Karriereende in seine Heimat zurückkehrte, bestätigte sich sein Verdacht. «In Georgia hat es immer viele talentierte und hungrige Spieler gegeben», erklärt Kavelashvili und erheitert sich: «Die Juniorenförderung ist am Boden, und es gibt kaum noch beispiellose Fussballplätze. Das Talent ist immer noch da, aber es verkümmert, es kommt mir vor wie eine Abtreibung.»

Kavelashvili will aber nicht jammern, sondern handeln. Zusammen mit anderen georgischen Fussballern hat er ein Konzept mit dem Namen «Our Football» ausgearbeitet, um die Nachwuchsförderung wieder anzurecken. Gleichzeitig wurde eine Alternativmeisterschaft ins Leben gerufen. «Diese soll Spielern ohne Vertrag eine Möglichkeit bieten, fit zu bleiben und sich so auf den Markt zu halten», erklärt Kavelashvili.

Damit nicht genug. «Mischa», wie ihn die Familie und Freunde nennen, und seine Mitstreiter sagen dem georgischen Fussballverband direkt den Kampf an: Sie haben eine Spielerwerkstatt und damit indirekt einen zweiten nationalen Verband ins Leben gerufen. «Wir Profifussballer wissen, wie es gehen müsste, also packen wir auch an.» Statt hohe Lohnkosten für die Nationaltrainer aus-

zugeben - die Argentinier Hector Cuper hat das Amt gerade vom Deutschen Klaus Topplinger übernommen -, möchte Kavelashvili das Geld in Trainingszentren und neue Fussballplätze investieren. «Der GC-Campus in Niederhasli ist für Georgia bisher nur ein Traum, muss aber unser Vorbild sein.»

Der frühere Profi-Fussballer beschützt die Schweiz nicht nur wegen seines Stiefsohns Georgi, der als Stammspieler FCZ im U-21-Team spielt. Kavelashvili weiß, dass sein Konzept kostet. «Ich habe bereits interessante ausländische Investoren gefunden, nicht nur in der Schweiz. Geldgeber müssen überzeugt werden, dass in Georgia nicht nur Öl fließt.» Möglich also, dass Mikheil Kavelashvili beim morgigen Stadtderby GC - FCZ nicht nur auf schöne Tore, sondern neue Kontakte hofft.

Angetroffen Der Weiacher Ex-Profi Tobias Baumgartner ist bei den Zürcher Sixdays nur noch Zaungast

Der einstige Traum steht im Keller

Nach Bruder Benjamin ist auch Tobias Baumgartner vom Rennvelo gestiegen. Der Weiacher geniesst trainingsfreie Wochenenden. Beim Zürcher Sechstagerennen betreut er die früheren Profikollegen.

Renato Cecchet

«Die Velo! Die stehen zu Hause irgendwo herum.» Der das sagt, war bis im Oktober dieses Jahres Radrennfahrer. Tobias Baumgartner hat damals seine Karriere aufgegeben. Und der Fahrrad- und Straßensport am Weiach setzt noch einen oben drauf: «Seit meinem letzten Rennen bin ich nie mehr im Sessel gewesen.»

Dabei wollte Baumgartner die aktuelle Ausgabe des Zürcher Sechstagerennens noch als Aktiver bestreiten und so seinen bereits vorher beschlossenen Rücktritt etwas würdigem Abschluss verleihen. «Zürich wäre in diesem Jahr aber die einzige Sixdays gewesen, die ich hätte fahren können. Das hätte keinen Sinn gemacht und wäre statt Lust nur Frost und Qual gewesen», erläutert der 28-jährige Unterländer.

2009 scheint kein gutes Jahr für die Velofamilie Baumgartner zu sein. Schon der drei Jahre jüngere Bruder Benjamin gab in diesem Jahr den Rücktritt bei den Professionals. Jetzt wollte auch Tobias nicht mehr. Aber er sieht das positiv: «Seit meiner Jugendzeit bin ich Velofreunden gefährlich. 20 Jahre im Sessel sind genug.» Solange es Erfolge gebe, dürfe man weiterträumen. «Aber dann haben Benjamin und ich gemerkt, dass wir beide noch viel mehr Aufwand hätten betreiben müssen, um ganz vorne mitzuspielen zu können», sagt Tobias Baumgartner.

Er bereut den Entschluss nicht, im Gegenteil: «Ich teile mit dem Mountain-



Er verlässt nach dem Rücktritt keine Wehrhaft: Tobias Baumgartner (rechts) ist am Zürcher Sechstagerennen nur noch neben der Bahn anzutreffen. Der Weiacher Ex-Radprofi betreut Favorit France Marvulli in dessen Rennpausen. (Martin Littrich)

biker Balz Weber eine Wohnung. Er muss an den Wochenenden bei jedem Weber immer noch raus, um Karren zu fahren oder zu trainieren. Ich kann mich im Bett noch einmal umdrehen», beschreibt Baumgartner lachend sein neu entdecktes Lebensgefühl.

Alte Liebe rostet nicht

Der Weiacher arbeitet wieder als Taxipassenger im Geschäft des Vaters. Er habe endlich mehr Zeit für seine Freunde und die Kollegen, sagt Baumgartner. Und: «Ich habe wieder einmal ein Buch gekauft.» Dem Sport wird er auch nicht ganz entrennen. Er spielt bei Lowland Zürich Urahockey in der 3. Liga.

Aber alte Liebe rostet bekanntlich nicht, auch wenn sie in Form von aus-

gemusterten Karrenwagen in einem dunklen Keller stehen. Die Erinnerungen an seine Aktivzeit sind für Baumgartner lebendig und schön. «Die Rundfahrt in Neu-Kaledonien habe ich sechsmal bestritten. Dieses Erlebnis weit weg von zu Hause auf dieser Insel im pazifischen Ozean hätte ich ohne den Radrennsport wohl nie erleben dürfen.»

Die Sixdays gehören ebenfalls zu den positiven Momenten in Baumgartners Profikarriere. So verunsichert es nicht, dass er auch diese Woche in Zürich im Hallenstadion anstreiten ist. «Die Karren freuen mich immer noch. Dazu nehme ich die Gelegenheit wahr, meine früheren Kollegen zu besuchen und zu unterstützen.» Er betreut die Nachwuchskids und macht sich auch beim

Zürcher Topfavorit Franco Marvulli zukünftig.

Aber selber aufs Velo steigen will Baumgartner im Moment nicht mehr. Nicht mal zu Arbeit fährt er mit dem Zweirad. «Erstens ist es zu kalt und zweitens bin ich zu bequem dazu.»

Zur Person

Name: Tobias Baumgartner

Geburtsdatum: 17. Februar 1981

Profvier: Zeitmesser

Zweitlauf: Indigo

Avant: Taxipassenger

Sportliche Erfolge: Profkarriere. Mitglied Schweizer Nationalmannschaft, Bahn-EM 2005, 5. Platz im Sech-

ziger. Später: Mitglied des VC Steinmaur. Bis Oktober 2008 Amateur- und Profkarriere auf Bahn- und Straßenrennen.

Der Debütantenball in Morgenrot

In Länderspiel von morgen Dienstag in Kloten gegen Kanada testet Sean Simpson neue Spieler. Die Unterländer Denis Hollenstein und Reto Suri geben ihr Debüt in der A-Nationalmannschaft.

Renato Cecchet

«Das war völlig überraschend für mich», sagt Denis Hollenstein. «Dass ich überhaupt nicht gerechnet, doppelt Reto Suri nach. Die beiden 21-jährigen Unterländer sprechen vom Nationalmannschaftsaufgebot, das sie Ende Oktober in ihrem Briefkasten finden – gültig für das Länderspiel von morgen Dienstag in Kloten gegen Kanada und den Deutschland-Cup von 12. bis 14. November in München.

Damit hieß der Schweizer Nationaltrainer Sean Simpson Wort. Er versprach, für den Novemberzusammensetzung vor allem junge Talente zu berücksichtigen. Zu den 14 Neulingen gehören auch der Bielacher Hollenstein und der Kriensler Suri, der schmunzelnd ergänzt: «Lustig war, dass meine Klabiesleger schon vor mir wussten, dass ich ein Aufgebot erhalten werde. Da geht schon so etwas wie ein Bubenraum in Erfüllung.» Auch für Hollenstein ist die Einberufung fürs erste A-Länderspiel wie ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk. «Ich finde es einfach mega schön.»

Ein Fuss in der Tür

Es spricht für die die beiden Jungen, dass sie dennoch auf dem Boden blieben. «Ich habe jetzt einen Fuss in der Tür zur Nationalmannschaft», sagt Hollenstein. «Jetzt ist es an mir, dass sie mir nicht wieder vor der Nase zugeschlagen wird.» Auch Suri sieht realistisch: «Ein Aufgebot ist kein Freibrief



Reto Suri (links) und Denis Hollenstein geben im Länderspiel gegen Kanada ihr Debüt im Nationaldienst. (SCHV/Fotomontage Dominique Goyat)

für die Karriere im Nationalteam, den muss ich mir erst noch verdienen.» Beiden scheint klar, dass die Nationalmannschaft, die im April an der Weltmeisterschaft in der Slowakei aufs Eis geht, nicht das gleiche Gesicht haben wird, wie die Auswahl, die morgen Dienstag gegen ein Team Kanada an-

tritt, das aus Profis besteht, die ihr Geld in den europäischen Ligen verdienen.

Trotzdem: Suri und Hollenstein haben sich die Einberufung in die A-Nationalmannschaft durch ihre guten Leistungen mehr als verdient. Und wenn man den Werdegang der zwei Unterländer anschaut, dann zieht es Parallelen.

Beide wurden in der Jugendorganisation der Kloten Flyers gross. Beide spielen in den Schweizer Juniorenaustragungen. Und beide suchten schon früh eine neue Herausforderung.

Denis Hollenstein wechselte 2007 zu Guelph Storm in die kanadische Juniorenliga. «Dass ich mich in einem fremden Land zurechtfinden musste, war ein echter Kulturreise, ist er überzeugt. Er kehrte 2009 zu seinem Stammverein zurück, erkämpfte sich einen Stammpunkt im Fanionsteam und ist in der aktuellen Saison zur Teamstütze herangestiegen.

Der Weg in die Fremde

Sein Weg führte nicht ins Ausland, aber dennoch irgendwie in die Fremde. Er zog es nach der Lehre bei den Kloten Flyers zu Ligakonkurrent Genf-Servette. «Die fremde Sprache, die andere Kultur, das hat mich gewusst», meint Suri. Er stürzte mit den Kommandos in der letzten Saison bis in den Playoff-Final, der gegen Bern verloren ging.

Der Name Reto Suri war aber spätestens jetzt der ganzen Eishockey-Schweiz bekannt. Als sein Vertrag in Genf auslief, blieb Suri nicht auf den neu geworbenen Lorbeerren sitzen, sondern wanderte weiter zu den Rapperswil-Jona Lakers. «Trainer Christian Weber signalisierte sein persönliches Interesse an mir», begründet Suri seinen Wechsel an den Obersee.

Denis Hollenstein und Reto Suri werden morgen Dienstag bei ihrem Debüt für die Schweizer Nationalmannschaft gegen Kanada in der Kolping-Arena technisch sicher ihr Können aufzeigen. Aber bei diesem persönlich wichtigen Auftritt sind noch andere Talente gefragt. Wenn die beiden Unterländer beim Debütantenball in Morgenrot das Trikot mit dem weißen Kreuz überstreifen werden, wird hoffentlich nicht nur der Dress gut sitzen, sondern auch die entsprechende Textzeile beim Abschluss der Schweizer Nationalhymne.

Angetroffen Statt Judo und Aerobic in Regensdorf frönen Elsbeth und René Menzi jetzt der Natur

Ein weißer Gurt in Gartenarbeit

Elsbeth und René Menzi verkauften im Frühling die Judo-Schule Regensdorf. In der Ostschweiz haben sie ihr Traumhaus gefunden und sind in einen neuen Lebensabschnitt gestartet.

Renato Cecchet

«Überhaupt nicht.» Die Antwort auf die Frage, ob er das Futteral denn vermisse, fällt René Menzi nicht schwer. Wer auf dem Kasen seines Einfamilienhauses in Kieden SG steht, kann ihn verstehen. Der Ausblick ist schlicht umwerfend. Rechts spiegelt sich der obere Zürichsee in der Herbstsonne, geradeaus weitet sich der Blick über die grüne Linthebene, links ragen die Glarner Alpen in wolkenverhangene Höhen.

Menzi will seine knappe Replik richtig erklären wissen. «Wir haben hier ein wunderschönes Fleckchen Natur gefunden. Unsere Freundschaften in Regensdorf und Umgebung pflegen wir aber immer noch intensiv.» Fast 30 Jahre lang haben Menzi und seine Frau Elsbeth die Judo-Schule in Regensdorf betrieben. Aus gesundheitlichen Gründen haben sie ihr Lebenwerk im Frühling dieses Jahres an geeignete Nachfolger verkauft, beachten ihre Zeit im Futteral ab und bezogen ihr neues Heim ob Gommiswald in der Region Kappelerwald.

Sie hätten diesen Schritt bewusst vollzogen, sagt Elsbeth Menzi. «Mit dem Umzug wollten wir eine Distanz schaffen und einen neuen Lebensabschnitt beginnen.» Das sei mit der Judo-Schule nicht möglich gewesen. «Wir haben nicht nur dort gearbeitet, sondern auch direkt darüber gewohnt. Eine völlige Abnabelung sei deshalb unabdingbar gewesen, erklärt sie.

Sie seien in ihrer neuen Heimat schnell willkommen geheißen worden,



Elsbeth und René Menzi geniessen ihren neuen Lebensabschnitt im Ostschweizer Wohnparadies in Kieden. (ca)

sagt René Menzi. «Der Gemeindepräsident hat uns beim ersten Zusammentreffen gleich das Du angeboten, auch sonst sind die Leute hier sehr unkompliziert.» Diese Aussage wird durch eine kleine Begebenheit vor dem Interviewtermin bestätigt. Auf die Frage an einen Bauarbeiter auf der Strasse, ob die gesuchte Adresse denn hier in der Nähe sei, kommt die Antwort: «Wem suchen Sie? Den Menzi! Das ist der Mann, der dort oben von der Terrasse winkt...»

Ofenbank und Ledersessel

Dem Judo-Sport hat René Menzi nicht den Rücken gekohrt. «Ab und zu gebe ich noch ein paar Trainingseinheiten in Regensdorf. Nicht nur dort. Der gute Ruf, den Menzi im Kampfsportkreis genossen, sprach sich auch am neuen Wohnort schnell herum. Die Judoschu-

le Gommiswald wurde schon bald in Kieden vorstellig. «Sie verrichten in diesem Verein tolle Nachwuchsarbeit. Deshalb sage ich gerne zu, einmal pro Woche ein Wettkampftraining zu leiten.»

Seine Passion empfindet Menzi auch im renovierten Chalet nach. Neben dem obligaten Fitnessraum mit Bildern und anderen Erinnerungen an die Aktivität lässt er die Judo-Philosophie in die Ausstattung im Innern des Hauses einfliessen. «Judo ist der Tradition verschrieben, hat sich aber auch immer Neuem geöffnet.» Deshalb finden sich Ofenbank und antiker Holztisch neben farbigen Ledersesseln wieder.

Elsbeth Menzi gibt keine Aerobicstunden mehr, geht aber immer noch ins Training. Sie unternimmt lieber ausgedehnte Wanderungen – ohne ihren René. «Meine Hütte lässt das nicht zu,

das nimmt mir meine Frau manchmal ein wenig übel», trotztt der 59-Jährige. Sie lächelt nur still. Schwarzunguttagter René Menzi hat dafür in der Gartenarbeit eine neue Leidenschaft in der Natur entdeckt. «Da bin ich pure Anfänger. Im Judo habe ich die höchsten speziellen Grade erreicht, im Garten trage ich jetzt den weißen Gurt.»

Zur Person

Name: Elsbeth und René Menzi

Wohnort: Kieden (SG)

Zeitland: Verheiratet, keine Kinder

Geschicht: Wiedergang René Menzi: Aktiver Judo 1979, Mitglied des Schweizer Nationalkaders, 1979 bis 2008 Trainer und Lehrer Judo-Schule Regensdorf.

Elsbeth Menzi: 25 Jahre Gymnasiallehrerin. Wichtigste Erfolge: 3. Judoka 1973, mit der Judo-Schule 39 Sil-Titel, 158 Medaillen an diversen Meisterschaften. Schüler-GM. Ostschweizer GM.

Das Glückslos heisst Deutschland

Der Fan will die Fussball-WM gemeinsam mit anderen erleben. Dementsprechend zeigen sich die Public-Viewing-Anbieter in Uster, Winterthur und Schlieren mit Südafrika 2010 sehr zufrieden.

Renato Cecchet

Das Ziki-Fest am vergangenen Wochenende und die Fussball-WM in Südafrika sind wieder einmal der Beweis dafür: Der Mensch ist und bleibt ein Herdentier. Er feiert die Feste, wie sie fallen – am liebsten mit möglichst vielen anderen zusammen und genau dann, wenn es ihm vorgeschrieben wird. Aus diesem Grund ist es schwer nachvollziehbar, warum nach den gros-

sen Fussballpartys während der WM 2006 in Deutschland und der Euro 08 in der Schweiz und Österreich einige Städte – alles voran Zürich – vor Südafrika 2010 auf Public-Viewing-Zonen verzichteten. Teilweise mit der Begründung, die Bevölkerung sei schon genug Lärmintoleranz ausgesetzt und habe deshalb kein Bedürfnis für öffentliche Partys und Fussball-Partyzonen.

Dafür können die privaten Anbieter von Public Viewing nur lachen. «Nationalmannschaft-Turniere ziehen immer, wie hatten vom ersten Tag an regen Zulauf», sagt Oliver Wyss, OK-Mitglied der Winti-Arena in der Zürcher Stadt. «Zu Beginn der WM war das Wetter feucht und kalt. Den Fans war das egal, sie sind trotzdem gekommen», doppelt Stefan Schenck von der Fanzone Limmat in Schlieren nach. Und Ueli Fritsch von der Tiptime GmbH, die für das Public Viewing im Zeughaus Uster verantwortlich zeigte, kam ins

Säumen: «Sogar Gruppenspiele mit Teams, die wenig Zuschauerpotenzial versprochen hatten, waren immer gut besucht.»

Für die echten Fans

Ueli Fritsch räumt aber ein, dass in Uster im Vergleich zur Euro 08 deutlich kleiner gefahren werden sei. «Das Fussballstadion Buchholz war für diese WM definitiv zu gross. Einzig bei den Schweizer Spielen wären wir froh gewesen, wir hätten im Zeughaus mehr Plätze anbieten können.» Für die Betreiber der Winti-Arena war es sogar gut, dass das Public-Viewing Angebot gegenüber der EM vor zwei Jahren deutlich zurückgegangen ist. «2008 hat sich Winterthur regelmäßig gezeigt. Die Leute wollten die Spiele direkt in den Host-Citys Zürich, Biel und Basel erleben. An dieser WM ist es umgedreht: Alle kommen zu uns», ist Oliver Wyss überzeugt. Zürich habe zwar auch private

Public Viewings. «Aber viele Veranstalter setzen dort vor allem auf V.I.P.-Sektor. Bei uns findet der echte Fan, was er sucht: Grossraumwand, Fussbank, Bier und Wurst.»

Dass die Fussballanbieter zu den Spielen wenig Rahmenprogramm brauchen, bekräftigt auch Stefan Schenck von der Fanzone Limmat: «Dass wir während der Gruppenspiele spezielle Menüs aus den teilnehmenden Ländern angeboten haben, ist gut ankommen. Zu Beginn traten vor und nach den Matchen auch noch Bands oder DJs auf, das hätten wir uns sparen können, das Bedürfnis war nicht vorhanden.» Das sagt auch Ueli Fritsch aus Uster: «Im Zeughaus zeigen wir die Livespiele draussen. Nach dem Abpfiff bleiben die Besucher auch dort sitzen, wollen trinken, nachdenken, feiern, diskutieren. Das Rahmenangebot in der Bar interessiert sie kaum.» In Winterthur läuft die Planung anders. «Das Castro Theater zeichnet für die Gastronomie und die Unterhaltung verantwortlich. An Spieltagen steigen auf dem Gelände viele Fussballpartys, an den Tagen ohne WM-Matches treten Comedians auf und locken das Kulturpublikum an», erklärt Oliver Wyss das Winti-Arena-Konzept.

Fortsetzung in zwei Jahren

Negativ hätte sich das frühe Ausscheiden von publikumswirksamen Teams wie der Schweiz, Italien, Serbien oder Portugal auswirken können. Aber: Der Zuschauerschwund blieb aus. Eine der Hauptgründe ist das gute Abschneiden Deutschlands. «Das ist wie der Hauptgewinn in der Landeslotterie», sagt der Usterer Ueli Fritsch stellvertretend. Die deutschen Fans strömten aus dem ganzen Kanton in die Public-Viewing-Arenen und feuerten sich, dass sie ihre Mannschaft feiern könnten.

Alle drei Anbieter wollen auch in zwei Jahren bei der EM in Polen und in der Ukraine wieder mitten. «Das Gute an der WM in Südafrika war, dass es für die Anspielzeiten keine Zeitverschiebung gab», sagt Stefan Schenck von der Fanzone Limmat. «Das wird bei der WM 2014 in Brasilien zum Problem.» Dass Südafrika 2010 schon jetzt seine Spuren hinterlassen hat, erläutert Oliver Wyss von der Winti-Arena schmunzelnd: «Es gab Fans, die am Eingang vorzeitig anfragten, ob bei uns eine Vuvuzela erlaubt sei...»

Weitere Informationen: www.zeughaushoch.ch, www.fanzonelimmat.ch und www.winti-arena.ch.



Begeisterte deutsche Fans – ein Glückfall für die Public-Viewing-Zonen wie hier in Winterthur. (zvg)

Hintergrund Unterländer Armbrustschützen holen national und kantonal Siege und Edelmetall

Embrach und Rümlang zielen gut

Embrach und Rümlang machen den kantonalen Gruppenmeisterschaftsfinal über 30 m unter sich aus. An der Schweizer Meisterschaft mussten sich die Unterländer nur Schwarzenburg beugen.

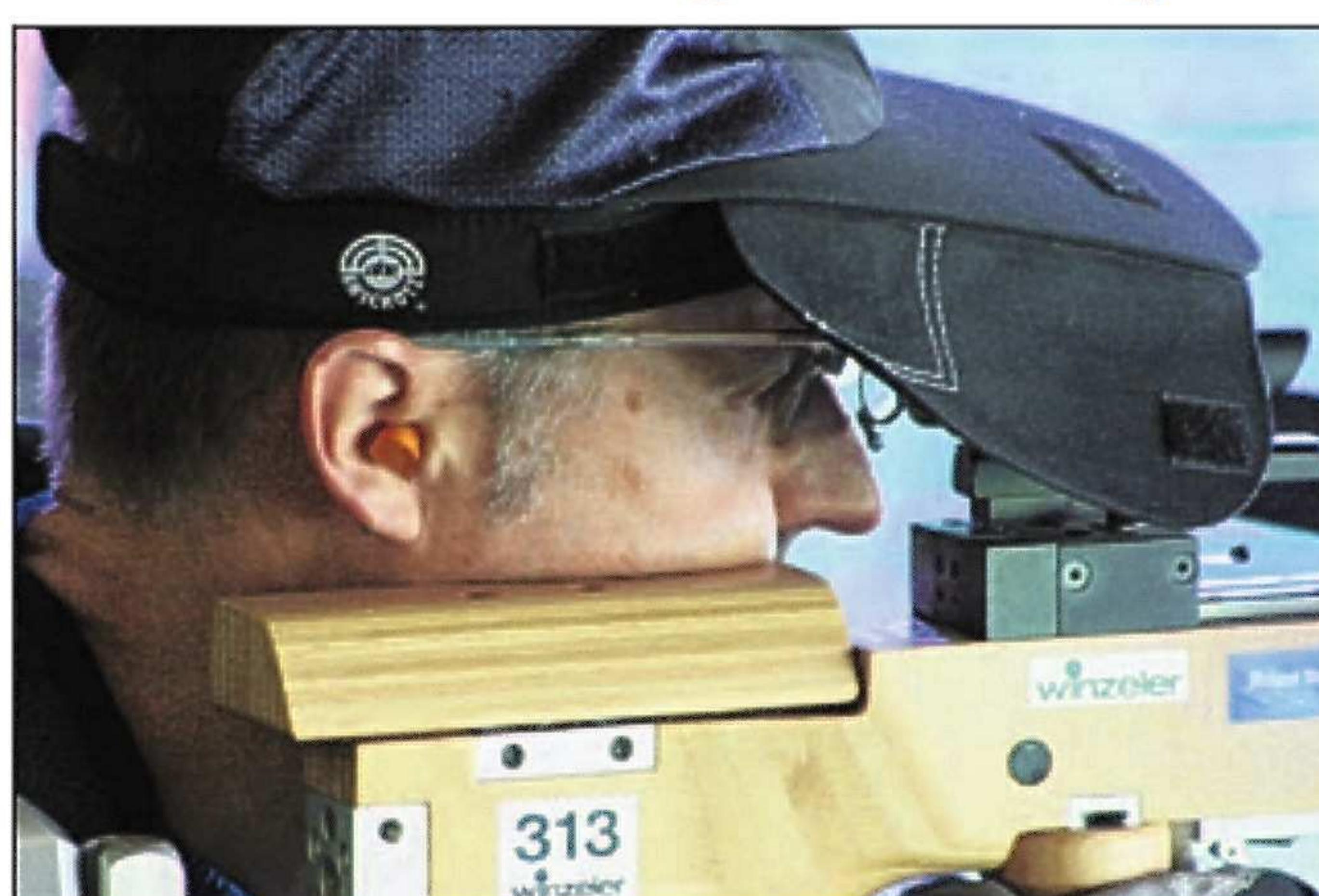
Renato Cecchet

«Ich bin total happy.» Roland Steinemann macht aus seinem Herzen keine Mindergrube. Der Präsident der Armbrustschützen Kürmlang ist aufgestellt über die Resultate seines Teams an den Gruppenmeisterschaftsfinals über 30 m. Am kantonalen in Turbenthal gewann Kürmlang Silber, an der Schweizer Meisterschaft im luxuriösen Elggewölbe schaute Schwarzenburg heraus.

Da gibt sich Embrachs Vorzeigeschütze Christoph Carigiet ein wenig cooler. «In Turbenthal haben wir Gold gewonnen, in der InnerSchweiz den Titel zwar knapp verpasst, aber Silber ehlich verdient.» Und der Unterländer Sportler des Jahres 2009 hat Gebiss genug, zuzugeben, dass angewiesene ihm die nationale Goldmedaille am Ende entglitten ist. Embrach führt nämlich nach vier Schüssen das Zwischenklassement an, als Carigiet als letzter Schütze seines Teams in den Stand trat. «Schwarzenburg stellt ja einen grossen Teil der Schweizer Nationalmannschaft. Ich habe das Duell gegen den aktuellen Weltrekordhalter Simon Seydel verloren, er war halt einfach besser.»

Carigiet Tagesbeste

Um zwei Punkte verpassten die Embracher den nationalen Gruppentitel, ärgern darüber mag sich Carigiet nicht. «Unsere Teamleistung war völlig in Ordnung. Unsere Mannschaft befindet sich in Aufbau, und geht die Finalerührung



Rümlangs Vereinspräsident Roland Steinemann zeigte sich an den Gruppenmeisterschaften in guter Form. (Doris Müller ZKM)

noch ein wenig ab.» Schon fast beschwören vergibt Carigiet zu erwähnen, dass Embrach wegen seiner Leistung am Samstag bei der kantonalen Entscheidung zweiter auf dem Podest stand. Mit 196 Pfeilen erzielte Carigiet in Turbenthal das Tageshöchstmautat vor Kurt Egli (Obersembrach, 193), Muri Ebner (Gibwil-Ried, 194) und Renato Harlacher (Kürmlang, 194). Beide Unterländer Teams rollten das Feld beim Zürcher Final am Ende von hinten auf.

Erfolgreicher Altersmix

Harlacher scheiterte am nationalen Event noch einen Punkt mehr und schoss sein Team am Ende vom 5. Zwischenrang noch aufs Podest. «Er hat

einen sehr grossen Klassenzusammenhang», freute sich Roland Steinemann. «Aber wir haben eben auch als Mannschaft bestanden.» Der Mix aus beständigen und jungen Kräften bewährte sich. Mit Stefan Geyr und Peter Hinzen stehen zwei ehemalige Schützenrekruten in den Kürmlanger Reihen. Daniel Hinzen und Renato Harlacher zeugen von der guten Kürmlanger Nachwuchsarbeit. Und Steinemann bildet quasi das

Ende vor Kürmlang hatte, fügt Steinemann natürlich ein wenig. «Aber wir müssen realistisch sein. Sie sind im Moment besser als wir und haben den Zürcher Gruppentitel verdient verloren.»

Auf gutem Weg

Wichtiger ist dem Kürmlanger Vereinspräsidenten, dass wir national wie letztes Jahr wieder Dritte wurden und zweitstärkste Kraft im Kanton sind.« Mit Embrach und Kürmlang stellen die Kanton Zürich zwei Mannschaften auf den SM-Podest. «Wir sind auf gutem Weg», sagt Steinemann, dessen Tochter Sarah diese Woche mit der Schweizer U-21-Nationalmannschaft in Frankreich an der WM an den Start geht.

Im Bann des kleinen Gummiballs

Von Golf versteht er wenig, die Variante ist seine Leidenschaft. Der Klotener Marcel Sollberger hat zehn Jahre lang Minigolfturniere für den MC Grindel bestritten und einst den Vizemeistertitel geholt.

Renato Cecchet

Viele Leute denken bei Minigolf auch gleich an Sangria. Andere an Rotwein aus der Korbflasche, Mousaka oder Sand in den Schuhen. Anders gesagt: Den Sport mit dem Schläger und dem kleinen Ball, der partout nicht ins Loch fliegen will, verbinden die meisten mit Freien im Süden, wenn nach dem Nachhören zur Familiengaudi noch eine Runde Minigolf gespielt wird.

Marcel Sollberger kann über die Verfehlung seines Sports nur schmunzeln. «Ich habe mich längst davon gewöhnt. Da die Medien in den letzten Jahren mehr über Minigolf berichten, werden wir aber weniger beliebt als früher.» Auch der Klotener hat als gewöhnlicher Volkssport zu seiner Passion gefunden. «Ich habe als Jugendlicher meine Eltern auf die Fantasieanlage im Schützenweg begleitet. Zuerst habe ich nur ein bisschen gespielt, irgendwann habe ich mich dann gepackt.»

Stock gegen Schläger getauscht

Sollberger hat wie viele Unterländer Babus Pusball und Eishockey gespielt, den grossen Stock aber abseits mit dem kleinen Schläger sowie den Puck gegen das Ballkötterchen getauscht. «Minigolf ist ein Präzisionsport, das Eigenleben der kleinen Gummihölle hat mich schnell in seinen Bann gezogen», erklärt Sollberger.

Der Spass durfte aber auch nicht fehlen. «Wir waren damals eine gute Cli-



Marcel Sollberger hat viele Jahre Minigolfturniere für den MC Grindel bestritten. Heute spielt er nur noch ab und zu ein paar Runden im Grindel. (rcs)

que. Wir traten jeweils gegen eine Gruppe Italiener aus der Region an, die galt es zu schlagen.» Nach dem Plauschwettkampf kam die erste Lizenz. «Als Ende der 70er Jahre der Minigolfschule gegründet und das Sportzentrum in Bassersdorf eröffnet wurde, da wollte ich auch Turniere spielen», sagt Sollberger. Zehn Jahre leichte der Unterländer für den MC Grindel ein, wurde

Grindel gegründet und das Sportzentrum in Bassersdorf eröffnet wurde, da wollte ich auch Turniere spielen», sagt Sollberger. Zehn Jahre leichte der Unterländer für den MC Grindel ein, wurde

einmal Zehnter in der Einzel-Schweizer-Meisterschaft und gewann mit dem Verein eine Silber- und eine Bronzemedaille.

Beim Minigolf-Marathon, der an diesem Wochenende in der Bassersdorfer Halle mit über 30 europäischen Teams über die Bahnen geht, belegte er dreimal den 2. Platz. «Zuerst organisierten wir ein Europacup-Turnier, dann wollten wir etwas Spezielles machen und kamen auf die Idee mit dem 30-Stunden-Marathon», erzählt Sollberger.

Die ersten Miniaturgolfsbahnen kamen in den 20er Jahren in England und den USA auf. 1951 entwickelte der Schweizer Architekt Paul Bongi eine normierte Variante des Bahnengolfs, die er unter der Markenbezeichnung «Minigolfpatentschriftlich schützen ließ. Die erste 18-Loch-Betonanlage überhaupt wurde 1952 in Ascona errichtet. Später kamen Bahnen aus Eisenit und im skandinavischen Raum solche mit einer Pilzunterlage dazu.

Eine Randsportart geblieben

Minigolf hat sich als Freizeitsbeschäftigung etabliert, wettkampfmässig blieb es weltweit eine Randsportart. «Für Spass waren Minigolf nie interessant, das Training ist intensiv und die Kosten für Schläger und Bälle nicht unbedingt günstig», nennt Sollberger Gründe.

Der Unterländer betreibt seinen Sport nur noch hobbymäßig – aber nur die Minigolfvariante. «Tiger Woods ist nicht mein Idol», sagt er lachend. «Ich war nur einmal auf einer Driving Range Abschläge üben, richtig Golf habe ich noch gar nicht gespielt.»

Zur Person:

Geburtsdatum: 21. April 1964
Heimat: Kloten
Diplom: Ledig
Sportlicher Werdegang: 1980 bis 1990 Amateur beim MC Grindel
Grosse Erfolge: 10. Platz SM Einzel, 2. und 3. Platz SM Team, dreimal 2. Platz Marathonturnier MC Grindel

Thema der Woche Der Däniker Adrian Kress will an den Judo-Schweizer-Meisterschaften Edelmetall

Vom Furttal Richtung Weltspitze

Der 18-jährige Däniker Adrian Kress ist einer der Trümpfe der Judoschule Regensdorf. In den Einzelfinals der Schweizer Meisterschaft in Chiasso kämpfen noch acht weitere Furttaler um Medaillen.

Renato Cecchet

«Das macht mich schon stolz», sagt Thomas Willi. Neun Regensdorfer Judokas stehen am Wochenende in Chiasso im Final der Schweizer Meisterschaften (siehe Kasten). Sie könnten die Früchte harter Arbeit ernten, glaubt Willi, der zusammen mit Patric Bürgi die Judoschule in Regensdorf führt.

Die NLAs Teams der Männer und Frauen seien zwar die Aushängeschilder des Vereins. «Wir verfügen aber auch in der 1. Liga sowie bei den U-12- und U-14-Junioren inzwischen über grosse und hoffnungsvolle Kadars.» Nur bei den älteren Juniorenkategorien wünschten sich die Furttaler mehr Nachwuchs. «Das ist ein problematisches Alter», erklärt Willi. «Da steht die Ausbildung an, der erste Freund oder die erste Freundin sind interessanter als hartes Training auf der Matte.»

Aus diesem Grund haben die Verantwortlichen der Regensdorfer Judoschule begonnen, jugendliche Vereinsmitglieder als Assistententrainer einzusetzen, um sie mehr in den Verein einzubinden. Einer davon ist Adrian Kress. «Wenn ich die Kleinen unterrichte, ist das für mich wie eine Aufrischung meines eigenen Wissens. Davon profitiere ich selber», sagt der U-20-Judoka.

Der 18-jährige Däniker gilt als grosse Nachwuchshoffnung. Er wird gelassen, wenn er auf den SM-Final am Wochenende vorrutscht. «Ich fühle mich fit und gut vorbereitet. Vor den Kämpfen bin ich schon ein wenig nervös. Aber wenn es mir einmal läuft, dann kommen auch die Resultate.»

Er sei zufrieden mit der bisherigen Saison sagt Kress. «Ich habe an internationalen Turnieren in Deutschland und Holland 2. Plätze geholt, in der Schweiz konnte ich ein paar Siege feiern.» Kress



Wenn Adrian Kress das Trainingstempo packt, muss oft Schwester Alexandra, Trainerin in der Judoschule Regensdorf, als Sparringpartnerin herhalten. (rcs)

ist die aktuelle Nummer 4 im nationalen U-20-Ranking.

Der Furttaler, dessen Vorbild der japanische Olympiasieger und dreifache Weltmeister Toshihiko Koga ist, setzt sich selbstbewusst die Weltspitze zum Ziel. «Der Weg dahin ist noch sehr weit, aber ich bin bereit, ihn zu gehen.» Kress besucht das Sportgymnasium Kämbischli in Zürich, um Schule und Training optimal abstimmen zu können. Sein spezieller Ehrgeiz hat ihm mit der Käffleisen Bank auch schon einen namhaften Sponsor eingebracht.

Von überaktiv bis introvertiert

Zum Judo gefunden hat Adrian Kress eigentlich durch eine Unart. «Als Kind habe ich mich in der Schule gerne mal geprägt. Da fanden meine Eltern, ich solle meine Energie besser auf den Kampfmatte rauslassen als an den Mitschülern.» Kein Einzelfall, wie Thomas Willi von der Judoschule Regensdorf bestätigt. «Wir haben viele überaktive Kinder im Training, aber auch Jugendliche, die introvertiert sind und durch den Judo-sport selbstsicherer werden.»

Willi und Patric Bürgi führen in Regensdorf, Niederhasli, Kirchberg und Zürich-Hengg weiter, was René Menzi, der Gründer der Judoschule, aufgebaut hat. «Der Wechsel vom Vereinsmitglied zum Geschäftsführer war wie ein Sprung ins kalte Wasser», sagt Willi. Bürgi und er würden sich seit der Jugend kennen. «Wir sind wie Brüder und verstehen uns blind. Das machte die neue Aufgabe natürlich von Beginn weg einfacher.»

Die neun Regensdorfer Finalisten

Für Thomas Willi, den Betreiber der Judoschule Regensdorf, haben alle zehn Athleten SM-Medaillenchancen.

Larissa Chastert, Elite, bis 57 kg: «Sie ist nach langer Verletzungspause rechtzeitig auf den Final fit geworden. Immer für einen Podestplatz gut.»

Eva Eriehack, Elite, bis 57 kg: «Sie hat eine gute Saison hinter sich und besteht gerade noch die U-23-WM.»

Rolf Eriehack, Elite, bis 73 kg: «An guten Tagen kann er alle schlagen.»

Raphael Oettli, Elite, bis 73 kg: «Er hat schon SM-Medaillen gewonnen. Weilgen des Studiums hat er ein wenig Trainingsrückstand.»

Dominik Grem, Elite, bis 81 kg: «Unsere Leadetigfigur, der in der NLAs fast jedes Turnier gewinnt. Er ist immer Medaillenkandidat.»

Marc van Marrewijk, Elite, bis 81 kg: «Er hat sehr viel Routine und ist bei den Gegnern nicht so gut bekannt, das könnte seine Chance sein.»

Renz Tilacher, Elite, über 90 kg: «Der Zweite der Seniores-WM 2005 aus der Bundesliga. Mit seiner grossen Ehrlichkeit ein sicherer Wert.»

Adrian Kress, U20, bis 83 kg: «Unser grösstes Talent. Sehr trainingstüchtig. Er gewann 2009 die deutsche Einzelmeisterschaft.»

Sarina Zeller, U17, über 65 kg: «Sie belegte letztes Jahr den 5. Platz. Unsere jüngste Finalkämpferin hat gute Auswärtschancen. (rcs)

In der neuen Ruhe liegt die Kraft

Martina van Berkel ist zur Schweizer Spitzenschwimmerin gereist. An der WM in Rom will die Winklerin weitere Erfahrungen sammeln. Sie verfolgt aber auch Ziele neben dem Sport.

Renato Cecchet

Spätestens seit den Schweizer Meisterschaften im März dieses Jahres ist der Name von Martina van Berkel über die Unterländer Grenzen hinaus bekannt. Die Winklerin räumte sieben Goldmedaillen ab und stellte acht nationale Einzel- und Staffelrekorde auf.

Entsprechend gross ist das Selbstbewusstsein der 20-Jährigen: «Ich fühle mich super und bin an der WM bereit für den nächsten Schritt.» Der Halbfinal in ihrer Paradedisziplin, die 200 m Delfin, ist eines der Ziele in Rom. Van Berkel möchte aber alle ihre Bestnoten verbessern, aber auch weitere Erfahrungen sammeln. «Ich habe mich an Grossklassen

Minuten-Marke geknackt

Gelungener WM-Start: Martina van Berkel blieb am WM-Wochenende über 100 m Delfin in 59,57 als erste Schweizerin unter einer Minute und unterbot die bisherige, von ihr gehaltene Bestmarke um 53 Hundertstel. Zu mehr als Platz 34 reichte dies allerdings nicht.

Van Berkel benutzte den gleichen Anzug wie bereits an der SM, was ihre Leistung noch aufweist. «Ich wusste, dass ich unter einer Minute schwimmen würde», sagte die Studentin selbstbewusst. Sie habe sich sehr gut gefühlt, als sie aufgestanden sei. [kl]



Die Winklerin Martina van Berkel will an der Schweizer WM in Rom neue Rekorde und Erfahrung sammeln. [kyl]

auch schon verrückt machen lassen. Jetzt bin ich nach vielen internationalen Einsätzen viel ruhiger geworden.»

So glaubt die Unterländerin, dass sie kaum nervös werde, wenn sich US-Superstar Michael Phelps im gleichen Schwimmbecken auf die Wettkämpfe vorbereite. Sie habe sich mental auf das Grossereignis eingestellt. «Ich habe letzte Woche am Fernseher die Wettkämpfe im Wasserspringen verfolgt. Dabei hatte ich weniger den Sport im Blick, sondern das Schwimmbecken im Hintergrund und die Zuschauertribünen. Ich habe mir vorgestellt, wie die Atmosphäre sein wird, wenn ich an der Reihe bin», sagt van Berkel.

Vor wenigen Wochen hat sie bereits die Universität in Belgrad besucht. «Das war quasi die WM-Hauptprobe. Viele Sportler, viele Nationen, da habe ich enorm profitiert.» Das Leben im Athletendorf habe sie besonders gut gefallen, schwärmt van Berkel. «So haben

wir alle zusammen die Medaillen der Schweizer Delegationsfeier gefeiert. Und dann bin ich einmal mit den Volleyballern einen gegangen.» Die Verpflegung in Belgrad stöhnt sie im Nachhinein aber selber auf. «Kein Geschmack, viel zu fetig. Wir sind dann in den McDonald's» ausgewichen, dort was aber auch nicht viel besseres, sagt sie schmunzelnd.

Gesteigertes Medieninteresse

Im anschliessenden Trainingslager in Tessero standen – neben den Schwimmübungen – zwei Sachen im Vordergrund: viel Schlaf und die Wahl des umstrittenen High-Tech-Schwimmanzugs. «Die Medien haben das Thema ausgeschlachtet. Ich habe mir da keinen Kopf gemacht, ab dem nächsten Jahr sind sie ja sowieso wieder verbieten.»

Sie habe sich auf das Training konzentriert. Eine Schwimmhaut rüttelt nichts, wenn die eigene Form nicht stimme, sagt van Berkel. Im Tessero

Trainingscamp neu für die Unterländerin war das gestiegene Medieninteresse an ihrer Person. «Die Leute vom Schweizer Fernsehen haben mir gesagt, dass sie an der WM ein Auge auf mich werfen werden.»

Aber auch das scheint van Berkel jetzt aus der Bahn zu werfen. Neben dem Schwimmen ist ihr das Studium in Politik und Kommunikationswissenschaften wichtig. «Ich will den Bachelor-Grad abschliessen, später die Master-Stufe. Sportliches Ziel ist die Olympiade 2012 in London.»

Martina van Berkel schliesst nicht aus, dass sie wie Flavia Kiggenhoff oder Dominik Meichtry den Ausbildungsgang ins Ausland antritt. «Die USA reizen mich aber nicht. Wenn, dann schwelt mir eine Trainings- und Studienmöglichkeit in Europa vor.» Vielleicht bleibt sie aber auch ganz einfach zu Hause in Winkel, sagt van Berkel. Denn da stimmt garantiert die Verpflegung.

Sportliche Familien Peter und Daniel Hinnen aus Rümlang halten die Armbrusttradition hoch

Vater und Sohn sind gut im Schuss

Grossvater und Grossonkel gehörten zu den Gründungsmitgliedern des Armbrustschützenvereins Rümlang. Vater Peter und Sohn Daniel Hinnen führen die Tradition fort – auch im Geschäftsleben.

Renato Cecchet



Die Antwort auf die erste Frage ist ein Kopfschütteln und ein schiefes Lächeln. «Nein, das Werk haben wir beide nicht gelesen», sagt Peter Hinnen. Gemeint war Friedrich Schillers Klassiker «Wilhelm Tell». Dichtung und Wahnsinn seien in ihrem Sport zwei Paar Schuhe, erklärt Daniel Hinnen. «Das Klischee, dass die Schweizer Armbrustsportler aller Tellerschäne sind, ist ein wenig abgegrillt.»

Die Rümlanger Familie Hinnen hat sich seit drei Generationen der Armbrust verschrieben. Heini, der Onkel von Peter, gehörte Ende der 30er-Jahre des letzten Jahrhunderts zu den Gründungsmitgliedern des örtlichen Armbrustschützenvereins. Und sein Vater Ernst war von Beginn weg als aktiver Schütze dabei.

Peter Hinnen hat als Jugendlicher Handball gespielt. «Mein Vater hat mich zu einem Jungschützenkurs mitgenommen. Da hat er mich gepackt, von da an wollte ich nur noch mit der Armbrust schießen.» Im Gegensatz zu anderen Armbrustschützen blieb es bei ihm bei diesem einen Sportgerät, er hatte nie gross Lust, mit der Pistole oder dem Gewehr zu schießen. «Erstens hat mir dieses Hobby schon genug gegeben. Und zweitens war es eine Zeitfrage. Die Armbrust macht keinen Lärm, da kann man morgens um fünf auf dem Schiessstand trainieren gehen, ohne jemandem zu stören», erzählt Peter Hinnen. Pistolen- und Gewehrschützen seien an frühe Trainingseinheiten gebunden. Das wäre für ihn aus beruflichen Gründen nicht dringend.

Peter Hinnen schaut auf eine erfolgreiche Karriere mit der Armbrust zurück. Ein Höhepunkt war 1981 die Krönung zum Eidgenössischen Schützen-



Die Armbrust hat Vater Peter Hinnen seinem Sohn Daniel schon in dessen Kindheit übergeben. Anfang 2010 wurde der Generationenwechsel auch im familien-eigenen Baugeschäft vollzogen. [rrz]

könig. Er holte sieben Schweizer Meistertitel im Einzel und wurde 1975 mit der Nationalmannschaft Europameister.

Sohn Daniel hat das Talent seines Vaters geerbt und heißt, auch wahrgenommen, in diesen Feuerstapfen treten zu können. «Zwei Schweizer Meistertitel habe ich bereits gesammelt, an der EM 2000 wurde ich ironischerweise Vierter, aber den Schützenkönig habe ich zweimal knapp verpasst», sagt Daniel Hinnen leicht zerknirscht. Die nächste Chance auf den Königstitel hat er 2011.

Eine «Bomben» zum Einstieg

Auch Daniel fand über einen Jungschützenkurs zur Armbrust, nachdem er vorher Football gespielt hatte. «Mein Vater hat mir damals versprochen, dass ich am Kastenplatz darf, wenn ich viel übe.» Der Sohn ist wie geblieben und traf bei seinem ersten Wettkampf voll ins Schwarze. «Da habe ich eine echte Bombe gezogen.» Daniel Hinnen beteiligt sich im Gegensatz zum Vater

auch als Gewehrschütze. «In der Winteraison trainiere ich bei den Sporthützen Dielsdorf mit dem Luftgewehr. Beim diesjährigen Eidgenössischen Schützenfest habe ich mit dem Sturmgewehr über 500 m geschossen.»

Hinnen pflegen die Familientradition nicht nur beim Armbrustsport, sondern auch im beruflichen Umfeld. Das eigene Baugeschäft mit 20 Angestellten in Rümlang wird seit 110 Jahren und in der fünften Generation geführt. Peter

Hinnen hat am 1. Januar 2010 die Geschäftsführung an Daniel und dessen Frau Leila weitergegeben. Peter und seine Frau Doris bleiben dem Geschäft in diversen Funktionen zwar treu, gemeinsam die neu gewonnene Freiheit aber auch. «Wir waren gerade in den USA und sind mit dem Motorrad die berühmte Route 66 von Chicago nach Kalifornien gefahren», sagt Vater Hinnen mit leuchtenden Augen.

Ob auch die nächste Generation Hinnen Familienagna weiterführt, steht in

den Sternen beziehungsweise steckt noch in den Windeln. Das Töchterchen von Leila und Daniel, Lara, ist erst ein halbes Jahr alt. Und auch sonst ist die Tradition bei Hinnen nicht abschiss Pflicht. «Mein Zwillingsschuster Ernst wollte weder von der Armbrust etwas wissen, noch im Geschäft einzutreten», erklärt Peter Hinnen. Und auch der Bruder von Daniel, Christian, hat andere Wege eingeschlagen.

Weder Rinder noch Jodel

Mit dem gleichnamigen Zürcher Singer und Rekordsteller (+7000 Rinder) hat Peter Hinnen übrigens nicht viel gemein. «Wir sind nicht verwandt, aber ich habe ihn vor über 30 Jahren persönlich getroffen», sagt der Rümlanger Armbrustschütze.

Aber Nennen bleibt eben Orten. «Erst vor ein paar Wochen hat mich eine Frau angerufen und gefragt, ob ich der Peter Hinnen sei – das passiert mir nicht das erste Mal.»

Von der Egg zur Hochzeit in Japan

Dreck, Staub und viele Zuschauer. Das Radquer Steinmaur ist, was es immer war: ein traditionelles Velorennen. Die Organisatoren verzichten bewusst auf eine Eventstrategie. Dem Publikum gefällt's.

Renato Cecchet

Paris hat den Eiffelturm, das Kolosseum steht in Rom, das Wahrzeichen von Wien ist der Prater, Bern glänzt mit seiner Altstadt und Zürich röhrt sich mit dem See. Und Steinmaur? Steinmaur hat das Radquer.

Im Zürcher Unterland generell und in Steinmaur speziell ist der Kadisport Programm. Tausende von Zuschauern pilgern auch dieses Jahr wieder zum Schützenhaus, wo das Radquer seit Jahr und Tag über die Weide geht. Erstmals 1964 ausgetragen, fand es heuer zum 47. Mal statt. Seit acht Jahren dabei ist Trudi Karrer, die Sekretärin des Organisationskomitees. Für sie ist klar, dass mit dem Radquer noch lange nicht Schluss ist: «Wir sind hier halt alle veloverrückt.»

Nicht nur für die Querfahrt gilt das Motto des Berner Rockingers Cola in seinem Song «Blützter»: «Geng à chli Staub uf dr Lunge, chli Drick uf dr Zunge...». In Steinmaur legen sich die Organisatoren nach dem Ende eines Radquers gleich für die Austragung im folgenden Jahr städtig ins Zeug. «Das Austragungsdatum festlegen, das Rennen anmelden, alle Bewilligungen erhalten, die Samariter bereitstellen, dann kommen die Sponsorenbesuche, Einladungen werden verschickt...», zählt Karrer einige ihrer Befähigungsfelder auf.

Am liebsten betreut die Unterländerin die ausländischen Fahrer. «Bei Sprachproblemen helfe ich übersetzen. Und im grossen Haus meiner Familie habe ich auch



OK-Sekretärin Trudi Karrer (links, in Rot) feuert Lukas Müller (VC Steinmaur) während des Radquers auf der Egg an. (rr)

Platz zum Übernachten.» So sind bei Karrers beispielweise Sportler aus den USA oder Japan zu Gast. Sie erhalten eine Schlafgelegenheit, dürfen kochen und nach dem Rennen ihre verdeckten Kennzeichen waschen.

Die Kontakte bleiben nicht auf den Renntag beschränkt. «Ein Fahrer aus Japan, der bei uns Unterschlupf fand, hat meinen Mann und mich zu einer Hochzeit in sein Heimatland eingeladen», sagt Trudi Karrer lächelnd. Neben den Auslandspausen kommt das Radquer Steinmaur aber nach wie vor ohne Glanzour aus. «Wir haben mal mit einer speziellen Karte versucht, die wurde vom Publikum kaum beachtet. In einem anderen Jahr hat eine Band im Festzelt gespielt, da haben sich die Leute über den Lärm beschwert», sagt Karrer.

Immerhin: Letzes Jahr fungierte Miss-Schweiz-Finalistin Claudia Wambachlu-

ne Karrer als Ehrenstarterin, dieses Jahr bei der Disibodenster Triathletin Nicola Spirig diese Ehre zu. «Ich trainiere und starte an so vielen Anlässen ins Ausland, da macht es Freude, einmal so eine Aufgabe in der Region wahrzunehmen.» Während Spirig die Fahrerinnen und Fahrer auf die Strecke schickte, verlieh Lebenspartner Reto Hug Preise bei der Siegerehrung. Selber aufs Querfeld steigen, wollte Spirig aber nicht: «Bei dem schönen Wetter wäre es einen Versuch wert, aber ich mache nichts, was ich nicht vorher sinnvoll geplant habe.»

Siegesstrauss im Spital

Dass die Steinmaurer Organisatoren für Radquer nicht zum künstlichen Event hochflügeln, kommt bei den Zuschauern gut an. «Hier gehts um den Kadisport und um nichts anderes», meint René Hüppin aus Steinmaur. Er und sei-

ne Frau stehen sich an der Kettstrecke auf der Egg jedes Jahr die Beine in den Busch. «Wir wollen die Nachwuchsfahrer sehen und ein spannendes Rennen, mehr brauchen wir nicht.»

Die Einheimischen Margrit und Peter Hennser teilen diese Meinung. «Wir waren schon da, als die Väter Liebhund und Müller fuhren. Jetzt freuen wir ihre Söhne an.» Kein Wunder. Als Margrit ihren Sohn gebaute, wurde sie im Spital von Willi und Erwin Liebhund mit einem Siegestrauss eines Rennens überrascht.

Trudi Karrer fährt nach dem Radquer Steinmaur zuerst einmal in die Ferien, nach Orlando in Florida. Fast logisch, dass sie auf die Frage, wie sie dort die Zeit verbringe, antwortet: «Im Internet habe ich gesehen, dass genau darin, wenn wir dort sind, ein Radquer stattfindet, das gehen wir uns anschauen.»

Bericht und Resultate Seite 19

Eishockey Die Bülacherin Christine Meier ist treffsicher und strebt hohe Ziele an

Herzblut und Leidenschaft statt Zeitvertreib

Sie ist jung, ehrgeizig und die geborene Teamleaderin. Für die Bülacherin Christine Meier ist Eishockey Leidenschaft pur, die sie professionell ausleben will.

Renato Cecchet

Der Virus wurde ihr quasi in die Wiege gelegt. «Schon als Kind habe ich mit der ganzen Familie Eishockeyspiele besucht, für mich gab es nie einen anderen Sport.» Wenn Christine Meier erzählt, dann leuchten ihre Augen vorwehnlich. Jedes Wort lässt spüren: Eishockey ist für sie nicht Zeitvertreib, sondern wahre Passion.

Erfolg als Garantie

Diese Leidenschaft entpuppt sich für die Teams, bei denen sie spielt, als Glücksträger. Nach den Anfangsjahren bei Bülach und Disiboden-Niederhasli wechselte Christine Meier zu Illnau-Effretikon. Der Aufstieg in die NLA im ersten Jahr und das Erreichen der Playoffs im zweiten waren die Folge – bis die Mannschaft mangels Spielerinnen ausgespielt wurde. «Schade», sagt Christine Meier, «das Frauenfussball war im Verein voll integriert, wir hätten noch viel erreichen können.»

Sie hadert nicht mit dem Schicksal, schaut weiter verwirrt. Sie hätte zu den Frauendliga-Dominatoren Lugano oder Zug wechseln können, sie wählt den SC Reinach. «Hier kann ich was bewegen, kann mich und die Mannschaft weiter bringen.» Mit Erfolg. Christine



Christine Meier spielt Eishockey mit Leidenschaft und hat Grasen vor. (rr)

Meier wird 2005 als beste Spielerin des Jahres ausgezeichnet und schiesst die Aargauweisen mit ihren Toren auf Tabellenrang 4 und in die Zwischenrunde. Aber sie will mehr: «Auf meiner

Wunschliste ganz zuoberst steht der Schweizer Meistertitel.»

Mit 20 Jahren ist Christine Meier bereits Teamleaderin. Nicht nur beim SC Reinach, auch in der Schweizer Nation-

almannschaft. «Die Olympiaqualifikation für Turin 2006 war genial, das Leben im olympischen Dorf eine spezielle Erfahrung.» Beim Schwimmen über ihren bisher größten sportlichen Erfolg leuchten ihre Augen wieder. Auch wenn die Schweizer Frauen bei Olympia kräftig Leihgeld zahlen mussten – vier Zu-niedl-Niederlagen stand nur ein Kantersieg gegen Italien zu Buche –, ist sie überzeugt, dass das Schweizer Fraueneishockey auf einem guten Weg ist. «Die Vorbereitungsspiele im Herbst gegen Frankreich haben wir gewonnen, Russland in der Weltrangliste überholt», sagt Christine Meier selbstbewusst.

Der Profivertrag winkt

Auf zwei Trainingslager in Russland und den USA folgen im April 2007 die Weltmeisterschaften in Kanada. Gegen die schweren Gruppengegnerinnen Kanada und Deutschland will Christine Meier im Schweizer Dopp zeigen, dass sie auch international das Zeug zur Eishockeyspielerin hat – und für höhere Aufgaben bereit ist. Zwei Profilangebote aus Übersee hat sie vorsichtig abgeschlagen. «Da war ich mittler in meiner KV-Leben, der Zeitpunkt war zu früh. Langfristig ist der Zürcher Unterländerin aber klar, dass sie ihre Leidenschaft Eishockey nur in der nordamerikanischen Profiliga richtig ausleben kann. Dort möchte Christine Meier auf den Spuren ihres grossen Mels, NHL-Legende Mario Lemieux, wandeln. «Seine Schlittschuhtechnik, seine Skiergabilität, genau so will ich auch Eishockey spielen.» Sagt sie, und da ist es wieder, dieses Leuchten in Christine Meiers Augen.

Wenn sich der Kampf zur Kunstform wandelt

Einmal Gold und zweimal Silber. Thomas Willi und Patric Bürgi von der Judo-Schule Regensdorf kehren erfolgreich von der Kata-SM in Liesital zurück – in einer Sportart, die einer Erklärung bedarf.

Kennato Cecchet

Wenn der Schweizer Sergio Aschwanden an Olympischen Spielen eine Medaille gewinnt, ist Judo plötzlich in aller Munde. Die Kämpfe dauern bloß wenige Sekunden oder Minuten. Geprägt wird das Bild eines Sports, der Kraft und Geschicklichkeit voraussetzt. Dem Publikum wird dabei kaum bewusst, dass hinter einem erfolgreichen Kampf vor allem viel Training steckt.

Und der Laie weiss nicht, dass die Übungseinheiten innerhalb des Judosports ein Eigenzweig genossen. Kata ist eine davon. «Judo wird so zur Kunstform. Zwei Kämpfer führen Techniken nach einem festgelegten Bewegungsschema vor. Diese werden ähnlich wie die Pflichtübung im Kunstturnen besetzt», fasst Patric Bürgi die Kata-Philosophie zusammen. Zusammen mit Thomas Willi betreibt und leitet er die Judo-Schule Regensdorf. Zusammen traten sie an diesen Wochenende in Liesital zur Kata-Schweizer-Meisterschaft an.

Harmonie und Zusammenspiel

Denn im Gegensatz zum «Shiai», dem eigentlichen Wettkampf, wird in der Kata nicht gegeneinander, sondern miteinander gegungen. Harmonie und Zusammenspiel von Angreifer (Uke) und Verteidiger (Tor) sind dabei von grund-

legender Bedeutung. «Die Partner müssen viel zusammen trainieren. Dazu müssen beide etwas gleich gross und schwer sein», erläutert Bürgi.

Kata ist keine läufige Pflicht, sondern die Passion erfahrener Judokas, sagt sein Mitstreiter Thomas Willi. «Um den braunen oder schwarzen Gurt zu erhalten, muss ein Kämpfer obligatorisch ein Kata-Element erzielen.» In der Judo-Schule Regensdorf würden sie aber schon jetzt Kinder und Jugendliche in die Kata-Techniken einführen.

Eine junge Disziplin

Ein japanischer Erziehungsminister schuf um 1880 die zwei zentralen Trainingsbereiche «Shiai» (Wettkampf) und die «Kata» (grundlegende Form). Als eigenständiges Spektakel, die benotet wird, gibt es die Übungsdisciplin aber noch nicht lange. «Patric und ich haben etwa zehn nationale Meisterschaften bestritten. Europameisterschaften werden seit fünf Jahren durchgeführt», erklärt Willi.

An der diesjährigen Kata-SM sind die beiden Partizipanten in drei Kategorien angetreten. Mit grossem Erfolg. «Wir zeigten Techniken des Wettkampfes, Festhalten und der Selbstverteidigung», sagt Willi. Den Schweizer Meistertitel errangen die beiden in der Kategorie «Kata-no-kata», welche die Form der Kontrolle, der Verteidigungsgriffe demonstriert. Silber gewannen sie bei «Kime-no-kata» und «Nage-no-kata». «Beim Wurf ist uns leider ein kleiner Fehler unterlaufen, das hat uns Gold gekostet», sagt Bürgi, der sich aber auch über den Vizemeistertitel freut.

Mit Debbie Meier und Bianca Lorch gingen auch zwei Regensdorfer Frauen in der «Nage-no-kata»-Kategorie an den Start. Sie verfehlten bei ihrer zweiten SM-Teilnahme mit dem 4. Platz das Podest nur knapp.



Patric Bürgi (im Falle) und Thomas Willi demonstrierten an der Kata-SM in Liesital auch die Wurftechnik. (vz)

Hintergrund Die Kloten Flyers locken Familien mit vergünstigten Tickets ins Eishockey-Stadion

Willkommenes Time-out für das Portemonnaie

«Das können wir uns nicht leisten.» Dieser Satz ist in Zeiten der Wirtschaftskrise auch in der Schweiz wieder vermehrt zu hören. Die Kloten Flyers schaffen mit den «Family Days» Abhilfe.

Kennato Cecchet

Gespart wird bei schmalen Portemonnaies oft beim Besuch von Sportveranstaltungen. Denn eine vierköpfige Familie kostet ein einzelner Matcheintritt in der Fußball-Super-League oder der Eishockey-NLA nämlich schnell mal über 200 Franken.

Familie Ulrich aus Kloten schaut sich gerne Eishockeyspiele an – zu Hause am Fernseher. «Bei diesen Eintrittspreisen liegt einfach weiter ein Gang ins Stadion drin», sagt Vater Markus Ulrich. Und doch sitzt er jetzt verzückt zusammen mit seiner Frau Uschi und den beiden Töchtern Ariane und Desirée beim Spiel der Kloten Flyers gegen Ambri-Piotta in der Kolping-Arena. Möglicherweise macht dies das Familientonight-Ticket. Die Kloten Flyers haben für gewisse Qualifikations Spiele die Eintrittspreise für Eltern und zwei Kinder. Wenn zusätzlich ein Sponsor eingespannt werden kann, dann darf die ganze Familie für 45 Franken auf den Sitzplätzen hinter einem der Tore Platz nehmen.

Eine Freude für alle Generationen

Die Ulrichs profitierten vorgenannten Samstag von einem dieser Tickets, die von einer kleinen Firma zur Verfügung gestellt wurden. «Die Kinder würden

natürlich gen mehr Spiele schauen gehen. So können wir endlich als ganze Familie einen Match besuchen», zeigt sich Uschi Ulrich sichtlich. Und Papa Markus kann in allen Zügen schwärmen.

«Ich war bei allen vier Klotener Meisterschaften dabei, aber da war ich noch jung und hatte jeweils eine Saisonkarte.» Glücklich, ihre Idole endlich wieder einmal von nahe sehen zu können, sind vor allem die Kinder der Ulrichs. «Wir durften mit der Schule einige Flyer-Spieler treffen. Marc Schaffhauser war dabei. Simon Bedermann, Michael Liniger und Frédéric Rothens, verzaubert Desirée, die für Roman Wick schwärmt. Schwester Ariane leidet zurzeit mit ihrem verletzten Knie Rothens mit.

Die Familientickets seien für den Club Programm im Doppelgäng, sagt Monika

Erler, Leiterin Ticketing bei den Kloten Flyers. «Einerseits sprechen wir damit mehr Fans, aber auch ein neues Publikum an.» Dazu kündigen mit dem verbilligten Eintritt eher schwach besuchte Spiele aufgewertet werden.

Nicht nur Unterländer Familien

Die Kloten Flyers bieten die Familientickets seit drei Jahren an. Inzwischen haben sie auch andere NLA-Vereine wie die SCL Tigers oder Zug eingeführt. In Kloten werden jeweils Spiele am Wochenende vergünstigt. «Am liebsten geben wir den Familientarif für die Sonntags Spiele, von denen haben die Flyers in dieser Saison aber nur wenige», bedauert Erler. Im Heimspiel am Samstagabend gegen Ambri-Piotta ist das Angebot sogar genutzt worden. Etwas

mehr als 4200 Zuschauer strömten in die Kolping-Arena. Während auf den Seitentribünen einige Plätze leer blieben, waren die speziell reservierten Sektoren für die Fälligkeiten gut gefüllt.

Was verwundert: Es sind keineswegs nur Unterländer Familien, die das Angebot nutzen. Da reihen Eltern oder Gäste mit Kindern aus Schaffhausen, dem Aargau und außergewöhnlich viele aus dem Zürcher Oberland an. Wie die Familie Richard und Priska Vogel aus Weiningen die mit Sohn Moritz und seinem Kollegen Ruben Moser am Flyer-Spiel kamen. «Wir haben von diesem Angebot aus der Zeitung erfahren», sagt Vater Richard. Und Moritz erklärt: «Hausische Eishockey. Ich bin Davos-Fan, aber heute drücke ich den Flyers die Daumen.» *Matchbericht Seite 15*



Die Klotener Familie Markus (vom linken) Uschi, Desirée und Ariane Ulrich feiern beim «Family Day» mit den Flyer zeit. (vz)